

Erzähler vom Westermwald

Wöchentliche achtseitige Beilage:
Freiwilliges Sonntagsblatt.

Hachenburger Tageblatt.

Mit der monatlichen Beilage:
Ratgeber für Landwirtschaft, Obst- und Gartenbau.

Herausgeber:
H. Kirchhölzl, Hachenburg.

Tägliche Nachrichten für die Gesamtinteressen des Westermwaldgebietes.

Druck und Verlag:
H. Kirchhölzl, Hachenburg.

136. Erscheint an allen Werktagen.
Bezugspreis durch die Post: vierteljährlich
1,50 M., monatlich 50 Pfg. ohne Bestellgeld.

Hachenburg, Samstag den 14. Juni 1913

Anzeigenpreis (im Voraus zahlbar):
die sechsspaltige Petitzeile oder deren
Raum 15 Pfg., die Restzeile 40 Pfg.

5. Jahrg.

Zweites Blatt.

25 Jahre Deutscher Kaiser



Und keiner kann der willensguten Hände
Kastloses Ringen dir verkleinern wollen,
Ob viel auch, was du anhubst, matt verschwände,
Das eine ist's, was sie dir lassen sollen -
Wie auch der Zeiten Wetter wild erschollen,
Du stickest aus die glimmenden Kriegesbrände.
Das völkerfressende Schwert blieb in der Scheide -
Und Deutschlands Schwert - will's Gott - soll keiner
Wohl mußten wir, zu manches Edlen Leide, hohnen!
An weichendes Gewähren uns gewöhnen.
Desh sei's genug! Es lebt in Deutschlands Söhnen
Der Geist der Ehre - drum kein Schritt zur Seite!

Wenn die's so wollen, die uns haßumlauern,
Nun gut, so sei's! Dir kann es keiner bülden!
Und war's auch so, daß wir in Unglückssehauern
Leidvoll hinabgebückte wieder würden:
An einem Tage fielen doch die Mauern
Und die uns hielten, die grausamen Hürden! -

Deutschland ward reich! Wie sausen seine Schiffe!
Das ist dein Werk, das jahrelang getane!
Wenn fremde Faust die Meere übergriffe,
Da redete ihr Wort die deutsche Fahne! -
Was wir errangen, zum Erringen mahne!
Der ist ein Tor, der nicht am Schwerte schiffe!

Doch das Erfiegte nicht zu sicher wissen,
Ist alles Lebens herrlichstes Beseuern.
Wer lächelnd einschlies auf des Ruhmes Kissen,
Kann nicht die Stunde drauf im Sturme steuern.
Die Kraft muß jeden Tag sich neu erneuern,
Soll sie nicht ihre letzten Ziele missen! -

Aufrechte Männer heiße mit dir gehen!
Laß dich nicht durch gebückte Rücken irren,
Laß dir durch jene, die dich so umstehen,
Nicht deinen vorgedachten Weg verwirren!
Laß keines reinsten Willens Pfeile klirren,
Laß keines tiefsten Wesens Wimpel wehen! -

Im Schoß der Jahre - brauchst sie nur zu heben -
Was liegen noch für Schaffensherrlichkeiten!
Bewußt der Schwerekraft, erst erkämpft das Leben,
So wird dein waches Volk zur Zukunft schreiten.
Wie kühnlich laden alle großen Weiten - -
Der alte Gott wird auch das Seine geben!

Gustav Schäfer.

1888

1913

Zum 15. Juni 1913.

„Unser Kaiser“ — ja, unser geworden ist er nach hartem
Kämpfen in 25 Jahren, unser in dem Sinne, wie zwei
Menschenkinder nach 25 Jahren gemeinsamer Bil-
dung miteinander sagen können: „Kaiser und Volk“
heute als Einheit mit dem Silberkranz geschmückt.
Vierteljahrhundert gesegneten Schaffens für beide liegt
vor uns. Man schaut auf volle Scheuern, auf feste
Mauern, auf die Schar des Nachwuchses, und man drückt
froh beglückt die Hand. „Unser Kaiser“, — das
muß heute wie ein brausender Afford ihn über-
rascht. Was einst zur grünen Hochzeit in Liebe sich fand,
das nun Silberfest Seite an Seite wie immer fest ver-

langte Thronerben haben es fast immer gut, denn die
Lagen ihnen zu, und alle Hoffnungen, die die
Vorgänger nicht erfüllen will, sieht man gedankenvoll
in die Zukunft reifen. Der Thronerbe wird aller Wünsche
in der Phantasie des Volkes. So ging es auch
Kaiser Wilhelm, unserm jetzigen kaiserlichen Herrn,
zu. Er wurde, wo er sich nur zeigte, ja, der sogar
die Volksschulkinder nicht von seinen
Tatbeständen bekam. Sein sonniger Charakter und doch
gleichzeitig der Ernst seines Pflichtbewußtseins
hatte er geheiratet, keine Fremde, eine „liebe“ Frau.
Er hat alles herzlich und gut, man war noch mehr
als heute so sehr beim Anblick der Kinderchar des
kaiserlichen Kronprinzen.

Im Rückblick auf die ersten der 25 Jahre unter
Kaiser tut uns gut, denn er zeigt uns, wieviel wir
abschritten haben. Am Tage vor der Silber-
hochzeit auch sonst wohl ein Jubelpaar sich zu stiller
Ruhe, und auch manches unausgesprochene „Bergab!“
hat einen ungeheuren Aufschwung genommen, und
in Gees und Flotte, in Handel und Wirt-
schaft, in Wissenschaft, in Kunst und Wissenschaft
in die Breite trat.

„Unser Kaiser“ — unser geworden ist er durch die
seiner Charakter, er, der nach Bollernart zu leiden

verstand, ohne zu klagen, und selbst in den Zeiten der
Verkenntung nie den Glauben an den endlichen Sieg der
Wahrheit, nie den Glauben an sein Volk verlor. Geiß-
wallt es heute in uns auf, die Herzen schlagen dem Kaiser
entgegen, in scheuer Achtung ziehen selbst Feinde ihren
Hut. Innig danken wir es dem Monarchen, daß er nie
in der Arbeit für Reich und Volk ermattet ist, wo andere
längst verbittert die Dinge hätten gehen lassen; rastlos
Mühe und Arbeit ist sein ganzes Leben gewesen.

Wie eine große Familie stolz ist auf ihr Haupt, an
dessen Jubeltage von weit und breit die Glückwünschenden
sich einstellen, so sonnen wir uns in dem Bewußtsein, daß
selbst die uns feindliche Welt in Europa uns um diesen
Herrscher beneidet. In seiner Hut fühlen wir uns sicher
gegenüber den Stürmen der Zeit. Sollte er, wie einst
sein Großvater, gezwungen sein, nach langen Friedens-
jahren im Silbergrau des Alters noch das Schwert ziehen
zu müssen, so wird er auf sein Volk sich ebenso verlassen
können, wie dieses ihm die Vorbereitung auf ernste Tage
anvertrauen konnte. Es steht in Europa nicht gerade
freundlich aus, Feinde umlagern uns, aber unsere wachsende
Stärke macht ihnen das Vordringen nicht leicht. Es sind
Millionen Bewaffneter, die hinter dem Kaiser stehen.
Und hinter diesen noch aber Millionen, die den Kaiser und
sein Volk auf betendem Herzen tragen.

„Kaiser und Volk“ — sie sind zusammengeschweißt
in mancher harten Prüfung, „un ewig ungeteilt“, ein
einzig lebendiger Organismus, in dieser Zusammen-
gehörigkeit die gewaltigste Macht in unserem Erdteil.
Einst lang ein Dichter von seinem Jahrhundert, es sei
eine Lust, in ihm zu leben. Wir aber loben uns unser
Zeitalter, das uns diesen Herrscher geschenkt hat, den
stürmenden Vorkämpfer einer ungeahnt glanzvollen Ent-
wicklung, den Mehrer des Reiches und Glanz des Volkes.
Nun sind wir seit 25 Jahren vereint. Wir schauen
hoffnungsfroh den nächsten 25 entgegen. Und über-
wältigend quillt aus tiefer Überzeugung der Wunsch
empor: „Gott segne, Gott schütze, Gott erhalte uns unsern
Kaiser!“

Uns allen, und vor allen Dingen uns Fürsten, hat der
große Kaiser ein Kleinod wieder emporgehoben und zu
hellerem Strahlen verholfen, welches wir hoch und heilig
halten mögen: das ist das Königtum von Gottes Gnaden.

das Königtum mit seinen schweren Pflichten, seinen niemals
endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten, mit
seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein,
von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordneterhaus,
kein Volk den Fürsten entbinden kann.“ (Kaiser Wilhelm
beim Festmahl der Rheinprovinz am 31. August 1897.)

Kaiser und Armee.

Von einem alten deutschen Offizier.

„Friedrich Rex, unser König und Held. — Wir schlagen
den Teufel für Dich aus der Welt!“ So hat es einst
aus Soldatenfehlen gejubelt, und so wird es immer
bleiben, wo in der Armee das unbedingte Ver-
trauen herrscht, daß der oberste Kriegsherr weiß, was er
will, und kann, was er will. Dieses Vertrauen ist
bei uns vorhanden. Wenn man gelegentlich liest, daß in
Reichstags Kritik geübt wird an dem Verhältnis zwischen
Kaiser und Armee, so kann man versichert sein: das ist
Bivolkritik. Im Heere selbst, das unter diesem Herrscher
so gewaltig angewachsen, so außerordentlich modern ge-
worden ist, denkt man anders. Man ist dankbar und stolz.
Und man könnte wieder hinausjubeln: „Wilhelmus Rex
unser König und Held!“ Denn wenn auch die Probe auf
das Exempel noch nicht da war, wenn der große Krieg noch
nicht über uns gekommen ist und Könige als Feldherren
bewährt hat, so können wir ihn doch getrost erwarten. Es
ist nichts verabsäumt. Mit eiserner Energie hat Kaiser
Wilhelm II. in 25 Jahren daran gearbeitet, daß unser
gutes Schwert sich scharf erhielt.

In dieser Zeit ist die Armee von rund 470 000 auf
rund 770 000 Mann Friedensstärke gebracht worden, und
das in einer Zeit, in der gleichzeitig die Flotte von der
sechsten an die zweite Stelle unter den großen Seemächten
rückte. Wir können, ohne an die ältesten Jahrgänge
heranzugehen, im Kriegsfall heute ein Feldheer von
4 1/2 Millionen Mann statt der 3 Millionen aufstellen, die
wir früher hatten.

Das ist an sich eine nichtsagende Zahl. Die Fran-
zosen stampften nach der Niederlage ihrer kaiserlichen
Armee 1871 neue Armeen aus dem Boden, aber die Masse
machte es nicht, sondern die Ausbildung, die Bewaffnung,
die Manneszucht, der Geist. Im Vergleich zu den Zu-
ständen, wie sie sich in den letzten Jahren unter dem alten
Kaiser Wilhelm I. herausgebildet hatten, ist unsere heutige
Armee etwas vollkommen neues. Vor allem eines ist in
sie hineingetragen worden, was man früher so nicht kannte:
ein Training von einer bis dahin unerhörten Anspannung
der Kräfte. Wenn man darüber klagt, daß heute unsere
Hauptleute frühzeitig verbraucht würden, ihre Netzen im
Dienst aufleben, wenn man weiter sich darüber wundert,

daß man heute nicht mehr wie vor 30 Jahren die Leutnants den ganzen Nachmittag auf den Straßen flantieren sieht, so hängt dies damit zusammen. Unsere Väter hätten die Köpfe geschüttelt, wenn man ihnen gesagt hätte, wieviel Dienst sich in 12 Tagesstunden — und oft noch in die Nacht — hineinpressen läßt. Absolut notwendig wurde das durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die 1893 zum Gesetz erhoben wurde und nun schon nach einem Jahre, wie früher nach zweien, einen fertig ausgebildeten „alten“ Soldaten verlangt, der daraufhin den kommenden Rekruten schon ein Vorbild sein soll. Da kann der Hauptmann nicht mehr den Oktober und November hindurch sich vom vorhergegangenen Manöver ausruhen und erst im Dezember sich seine Rekruten zum erstenmal ansehen, wie es früher üblich war. Nein, nach wenigen Wochen kennt er sie schon alle beim Namen, werden sie schon mit den ersten Anfängen des Feld- und Schießdienstes bekannt gemacht, während sie vor 1888 um diese Zeit erst im Grünen und im „langsamem Schritt nach Böhlen“ ausgebildet waren. Insbesondere der Schießdienst lag in den letzten Regierungsjahren unseres alten Herrn im Argen, weil man den Anforderungen, die das moderne, weittragende Gewehr an den Mann stellt, nicht gefolgt war. Früher schloß man auf verhältnismäßig nahe Entfernung und in so dichten Schützenlinien, daß der Offizier seine Leute befehlen konnte. Heute wird von dem Einzelnen bei den Distanzenvermessungen und bei der Unscheinbarkeit moderner Ziele (geschützte Deckungen, feldgraue Uniformen) ein ganz anders ausgebildetes Auge verlangt als damals, ferner, da immer mehr kleine Gruppen einzeln vorgehen, gutes Schätzungsvermögen und Feuersziplin auch ohne Aufsicht durch Vorgesetzte. Um das zu erreichen, hat Kaiser Wilhelm II. sofort nach Regierungsantritt nicht nur die Patronenmenge vermehren, das Feldmähige vor dem Schulschießen bevorzugen, Schützenhüte und andere Auszeichnungen einführen lassen, sondern auch das Schießen derart zu einem Kriterium guter Kompagnieausbildung gemacht, daß jetzt die Hauptleute, Bataillons- und Regimentskommandeure dahinter sind, wie ein Teufel hinter der armen Seele; denn auch ihre Karriere hängt daran.

Wo etwas zu erneuern war, da ist es erneuert worden. Wir waren in diesen 25 Jahren in der Verfassung den Franzosen immer auf irgendeinem Gebiete — so heute besonders auf dem artilleristischen — voraus; wir haben die gesamte Kavallerie mit der Lanze bewaffnet, die früher nur die Ulanen führten; und die technischen Truppen und ihr Material haben von vornherein beim Kaiser hervorragendes Interesse gefunden. Geradezu Ungeheures ist aber auf dem Gebiete des Festungswesens geschaffen worden. Metz, Straßburg, Königsberg sind gegen früher nicht wiederzuerkennen. Uns würde es nicht so gehen wie den Franzosen 1905: daß bei drohenden Verwicklungen schleunigst und überhastet ein paar hundert Millionen in die Armierung der Festungen gesteckt werden müssen, weil überall Rücken fließen.

Am allermeisten hat von dem Feuergeist des obersten Kriegsherrn das Offizierskorps profitiert, dem „das Prinzip der Unermüdbarkeit“ — um ein Wort des Feldmarschalls Freiherrn v. d. Goltz zu benutzen — so eingehämmert worden ist, daß die alten Inaktiven sich schütteln und sagen: Da war es früher doch gemüthlicher! Es gibt gar keine rein repräsentativen Regimenter mehr. Insbesondere der Kavallerieoffizier, der einst nach den paar Stunden Vorreitdienst sein freier Herr war, gehört heute zu den gehebeltesten Geschöpfen. Eine Erfindung der Nacht ist schon zu einer ganz gewöhnlichen Wärg des Daseins geworden, und Mitte von 70 Kilometern gehören noch nicht zu den größeren. Die militärtechnische Hochschule — die es früher nicht gab — und andere Institute halten den Offizier auch wissenschaftlich auf der Höhe. Und die körperliche Ertüchtung muß sich bei den fortgeschrittenen

scharfen Feldübungen erweisen, bei denen es auch für ehemals bequeme Herren heißt: Scrunter vom Gaul und Marisch Marisch über Sturzgader!

Die Armee ist der stählerne Ring, der das Reich zusammenhält, wenn äußere Gewalt oder innere Unruhe es zerschlagen will, die Armee ist laut Treitschke „die geordnete physische Kraft der Nation“, und es ist ein altes Vorrecht der Hohenzollern, ihre Hauptpflicht in der Arbeit für die Armee zu erblicken. Unser Kaiser ist Soldat. Ihm ist die Uniform nicht etwa die Brunkbelleidung, sondern das Arbeitsgewand. Vor seinem Schreibtisch im Neuen Palais zu Potsdam steht nicht etwa ein bequemer Sessel, sondern — ein Sattel auf festem Fuß, in dem der Kaiser aufrecht und ohne Lehne beim Arbeiten sitzt, um stets im Training zu bleiben. Ein Außenstehender ahnt nicht, wie gewaltig

in allen Dingen die persönliche Einwirkung des Monarchen auch durch sein Beispiel ist. Er ist außerordentlich mäßig, und auch bei großen Feiern nippt er nur am Sektglas; und im Offizierskorps nimmt die Enthaltensamkeit von Jahr zu Jahr zu, und manche Leute würden sich wundern, wenn sie erfahren, wie groß in den Kaminen der Verbrauch an — Milch und Seltenerwasser ist. Daß die Zahl der Zweikämpfe im Heere minimal geworden ist, verdanken wir des Kaisers ruhigem Hinwirken auf dieses Ziel. Die Armee ist unter ihm aus der „Soldateska“ von früher, die immer in einem gewissen Gegensatz zum Bürgertum gedacht wurde, zu einem Volksheer geworden, zu einem Instrument, das nur für den Krieg gedrillt wird und nicht zum Markieren des „ersten Standes“ im Frieden.

So hat denn der Kaiser — wenn auch mit schwerem Herzen, denn das preussische Blau war Jahrhunderte hindurch auf allen Schlachtfeldern gefürchtet — noch vor den Franzosen die Umkleidekabine des Heeres in das unscheinbare Feldgrau befohlen. Man soll das nicht zu gering einschätzen. Ist doch die „Uniformpielererei“, das Anbringen stets neuer Ähren und Tressen und Knöpfe, die ureigentliche Liebhaberei aller Monarchen aller Zeiten, selbst der großen Feldherren unter ihnen, gewesen. Friedrich der Große und Napoleon nicht ausgenommen. So wie immer ein Briefmarken sammelt oder Rosen züchtet oder Porzellan bemalt. Der graue Mantel, die Feldbinde, der lange Stiefel, die stählerne Degenscheide, die braunen Handschuhe sind umgekehrt außerordentlich praktische Neueinführungen unter dem Regime des jetzigen Herrn.

Wer den gewaltigen Umkehrung in diesen 25 Jahren ganz erfassen will, der braucht sich bloß erzählen zu lassen, was Kaisermandate früher waren, und dann jetzt eines mitzumachen, — es ist fast ein Unterschied wie zwischen Parade und Krieg. Die Armee ist gut im Zug. Es ist kein Friedensrost daran. Und sie hat treffliche Führer. Die hat der Kaiser immer noch mit scharfem Blick herausgefunden, gewußt, die Haeisler und Goltz, die Wolke und Scholtz und wie sie heißen mögen, — und sie alle, die treuesten unserer Feldherren, sind einer Stimme, einer Überzeugung: „Wilhelmus Rex, unser König und Held, — Wir schlagen den Teufel für Dich aus der Welt!“

In der Armee ist die feste, unverbrüchliche Zugehörigkeit zum Kriegsherrn das Erbe, welches vom Vater auf den Sohn, von Generation zu Generation geht. Und ich gelobe, stets dessen eingedenk zu sein, daß die Augen meiner Vorfahren aus jener Welt auf mich herniedersehen, und daß ich ihnen demaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee abzugeben haben werde. So gehören wir zusammen — ich und die Armee —, so sind wir füreinander geboren und so wollen wir unauf löslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein!“ (Armeebefehl Kaiser Wilhelms beim Regierungsantritt am 15. Juni 1888.)

Der Schöpfer unserer Flotte

Von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D.

Wir haben uns, obwohl wir noch jung sind, so wie sie sein sollte, einen Platz an der Spitze der Flotte erkämpft. Es wird nun meine Aufgabe sein, die Flotte zu erhalten, damit ihre Strahlen bestrahlen können auf Handel und Wandel nach außen und Landwirtschaft nach innen und auch auf den Sport in den Gewässern; denn unsere Flotte ist auf dem Wasser.“ (Kaiser Wilhelm beim Festmahl auf der Unterelbe am 15. Juni 1891.)

Als Kaiser Wilhelm II. vor 25 Jahren zur Welt kam, bot die deutsche Marine im großen und ganzen keinen sehr erfreulichen Anblick, besonders das Schiffsmaterial anbetraf, während der Reichsdienstleister des Personal nach seiner Richtung hin zu wünschen übrig ließ. Aber in der Oberleitung trotz bestem Willen, doch das eingehende Verständnis die Bedeutung einer starken Flotte. Um so mehr dagegen schon der bisherige Prinz Wilhelm von Preußen erkannt, daß der Aufschwung des deutschen Handels sich nach 1871 in beispielloser Weise vollzog und der deutschen Volk neben gewaltigem Erwerb eine Stellung unter den Handel treibenden Nationen eines ganz anderen, stärkeren maritimen Schuges als es die vorhandenen Schiffe, einige wenige teilweise bereits völlig veraltete Linienfahrtschiffe und Anzahl sogenannter Kreuzer-Fregatten und Korvetten Schiffe mit Takelage, gewähren konnten. Schon als ihm bemühte sich der spätere Kaiser Wilhelm II., das Verständnis für die Marine besonders den Offizieren der Flotte zu bringen, ohne hier auf besondere Gegenstände zu da befürchtet wurde, daß die traditionelle Vorliebe Hohenzollern für das Heer nachlassen und ein Hindernis eintreten möchte. Wie sich später herausstellte, war das gänzlich unberechtigt, und, vorweg sei's gesagt, daß kein Armeemoffizier mehr in einem Kameraden der Marine einen Nebenbuhler, sondern es herrscht ein Verständnis für die Bedeutung der Marine und daher überall erfreuliches Einverständnis und gute Zusammenarbeit.

Eine der ersten Amtshandlungen nach dem Regierungsantritt des jungen Kaisers bestand darin, daß er sofort eine Anzahl Offiziere an die Spitze der Marine stellte, und widmete er einen großen Teil seiner außerordentlichen Arbeitskraft der weiteren Förderung der Marine, gehend von dem richtigen Grundgedanken, daß die Flotte des deutschen Seehandels sowie die Mitte der deutschen Jahre erworbenen Kolonien, die zusammen einen großen Teil des deutschen Nationalvermögens darstellen, nur durch die See und nicht von der Rüste aus geschützt werden können, bestrebt sich der Kaiser, die bisherige Verteilung der deutschen Flotte in eine Hochseeflotte umzuwandeln, wurden die Pläne für die ersten wirklichen Umwandlungen die sogenannte „Brandenburg“-Klasse, zum Teil eigenhändiger Mitarbeit des Kaisers, entworfen. Im Jahre 1890 begann der Bau der vier Schiffe auf den Werften, da sowohl die Werften wie die Eisen- und Stahlwerke Deutschlands vollkommen genügend waren, um alles dazu nötige Material herzustellen zu können. Das war das Verdienst des Admirals von Stosch gewesen! In den Jahren 1891 bis 1894 waren alle vier Schiffe dienstbereit und bildeten den Grundstock gewissermaßen der Hochseeflotte, wie sie Kaiser vor sich sah. Leider fanden seine Bestrebungen in den Bemühungen im deutschen Volk selbst kein richtiges Verständnis, und im Reichstag wurden die Marineforderungen entweder abgelehnt oder doch mindestens stark beschnitten. Nur das Torpedobootwesen hatte sich unter der Leitung seines ersten Inspektors Tirpitz und seiner Ratgeber

Persönliches von Kaiser Wilhelm.

Von Kurt Waldau.

Von Kleinem kann man oft auf Großes schließen, und die Eigenschaften hervorragender Menschen werden uns häufig in ein klares Licht gerückt durch scheinbar unbedeutende Züge, die in ihrer Art charakteristisch für das Wesen, Sichgeben und die Denkart der Betreffenden sind. Auch das Bild unseres Kaisers tritt uns verschiedentlich und gewinnend aus einer Fülle verschiedenartiger Episoden entgegen, die, möchte man sagen, als Arabesken uns vieles aus seiner Persönlichkeit erklären und ihn uns menschlich näher bringen. So ist mehrfach berichtet worden, daß der Kaiser keinerlei Widerspruch vertragen, freilich mag es darauf ankommen, von wem ein solcher ausgeht und wie er gefaßt ist; ein den Vorzug vollster Wahrheit habendes Geschichtchen zeugt dafür, daß der Herrscher mit gutem Humor auch eine offene und widersprechende Antwort hinzunehmen versteht.

Als der Kaiser noch als Prinz das Garde-Gusaren-Regiment kommandierte und mit diesem auf dem Vornstedter Felde eine Übung vornahm, fand er eine der sogenannten Bielen — mit Strohweiden umwickelte Pfähle, welche die Grenze zwischen dem Exerzierfeld und den benachbarten Privatäckern bilden — hinüberlich und ritt an den neben der Bielle stehenden Bauer heran mit der Bitte, die Bielle fortzunehmen. „Ne“, sagte der, „die Bielle bleibt stehen!“ Der Prinz sprengte fort, und kurz darauf richtete ein Adjutant wohl in etwas beschwerlicherem Tone die gleiche Aufforderung an den Bauer. „Ne“, wiederholte dieser jedoch, „die Bielle bleibt stehen!“ — „Mann“, rief der Adjutant, „wissen Sie auch, wer der Offizier eben war?“ und auf das „Ne“ des Bauern: „Es war Seine Kaiserliche Hoheit Prinz Wilhelm!“ Der Bauer nahm sogleich die Mühe ab: „Ja'n Morjen noch! Aber die Bielle bleibt stehen!“, und der prinzipielle Kommandeur begnügte sich lachend mit diesem Bescheid.

Dann eine Geschichte von der Nordlandreise. Bei der Einfahrt in eine der norwegischen Fjorde ging dem Kaiser das Schiff zu langsam vorwärts, er gab den Befehl zu voller Fahrt. Der norwegische Lotsen hörte dies und rief durch das Sprachrohr: „Es bleibt bei halber Geschwindigkeit!“ Der Kaiser gab nochmals Gegenbefehl, und wiederum erscholl es aus dem Munde des Lotsen zum Maschinenraum hinab: „Es bleibt bei halber Geschwindigkeit!“ — „Wie können Sie wagen!“, meinte der Kaiser, „sich meinen Befehlen zu widersetzen! Ich bin hier der Herr!“ Und der Lotsen befehlend und doch voll Festigkeit: „Majestät, das Fahren steht jetzt unter meiner

Verantwortung, und solange ich die letztere trage, muß ich verlangen, daß meine Befehle von allen — ohne Ausnahme — befolgt werden.“ Der Kaiser verließ die Kommandobrücke, und als der Lotsen später seinen Dienst beendet hatte, rief ihn der Kaiser, gab ihm die Hand und zur Erinnerung ein wertvolles Geschenk, hinzufügend: „Sie haben recht gehabt, es kann nur einer der Herr sein!“

Eine richtige Antwort weiß der Kaiser auch stets richtig aufzunehmen. Bei der Vorstellung der Rekruten der Leibkompanie des ersten Garde-Regiments zu Fuß in Potsdam richtete der Kaiser an einzelne Rekruten verschiedene Fragen. So erkundigte er sich bei einem über die Pflichten des Wachpostens: „Was tun Sie, wenn Sie auf Posten stehen und es verdammt sich in ihrer unmittelbaren Nähe viele Menschen?“ — „Ich fordere sie auf, sofort auseinanderzugehen, Ew. Majestät.“ — „Gut“, meinte der Kaiser, „nun bleibt ein Mann jedoch stehen, was tun Sie dann?“ — Der Rekrut mit militärischer Kürze: „Belästigen Sie mich nicht, Ew. Majestät“, womit er natürlich die Antwort meinte, die er in betreffendem Falle erteilen wollte. Und der Kaiser lachend zu dem jungen Vaterlandsverteidiger: „Na ja, ich geh' ja schon, ich werde Sie nicht weiter belästigen!“ und wandte sich einem andern Rekruten zu.

Nicht minder fröhlich nahm der Kaiser die schlagfertige Antwort des Erbauers der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche auf. Als man ihm die Pläne des Gotteshauses vorlegte, hatte der Kaiser erwähnt, daß man doch neben dem Portal ein paar Engel oder dergleichen anbringen möchte. Die neue Skizze zeigte diese Änderung, aber der Kaiser sagte: „Nein, das ist doch nichts, die Berliner würden sofort sagen: da stehen ja zwei Wachtposten!“ worauf der Architekt bemerkte: „Majestät, ich glaube, Sie dürften viel eher sagen: Das sind ja ein paar Flügeladjutanten!“

Als der Kaiser im vorigen Sommer in Brandenburg a. O. der 500jährigen Hohenzollernfeier beizuwohnte und den Ehrentrunk entgegennahm, begnügte er sich mit einem kernigen Schluß: er erzählte nachher den Nachstehenden, daß es ihm doch nicht wieder so ergehen dürfe, wie bei der Enthüllung des Februelliner-Denkmals: da hätte er, es wäre brennend heiß gewesen, den Pokal bis auf den letzten Tropfen geleert und die Nagelprobe gemacht, worauf einer der nachstehenden Festteilnehmer unwillkürlich ausgerufen: „Donnerwetter, der versteht's aber gründlich!“ — Bei einem andern Ehrentrunk, der dem Kaiser bei der Einweihung des neuen Rathauses in Elberfeld dargeboten wurde, sagte der Kaiser zu dem Stadt-

verordneten, der den edlen Wein gestiftet: „Schönes, ich den Pokal nicht austrinken kann, meine Vorfahren den Seiten Joachims, hätten ihn in einem Zuge getrunken. Wenn ich das täte, so könnte mich der hohe Herr die Treppe hinabtragen.“ Der Stadtverordnete antwortete harmlos: „Majestät, das kann Ihnen doch nicht passieren!“ worauf der Kaiser lachend erwiderte: „Wir wollen's lieber doch nicht probieren.“

Sin und wieder macht der Kaiser auch selbst einen treffenden Berliner Witz oder wendet ein Berliner Wörtlein an. Anlässlich einer der Kaiserlichen Vorstellungen ließ sich der Kaiser die Namen der ersten Rabetten nennen; als einer der letzteren auf die Kaiserliche Frage „Kaiser“ antwortete, sagte der Kaiser lachend zu den ihn begleitenden Offizieren: „Kaiser mir!“ Und als im Kreise höherer Militärs die Schaffung von italienischen Blasinstrumenten bekannt wurde und einer der Anwesenden hierbei beim Bewegen mit dem Daumen und Zeigefinger der Hand machte, die überall verstanden wird, rief der Kaiser: „Na, mein Lieber, so ganz pleite bin ich doch noch nicht, trotz der sechs Fingern, hier stehen noch einige Fingermarken“, und die Musikinstrumente wurden auf seine Angekündigung.

Ein liebenswürdiges Geschichtchen, das so recht zeichnend für die Innigkeit des kaiserlichen Familienlebens ist, mag den Beschluß bilden. Der Kaiser wollte ein mehrtägigen Jagdausflug unternehmen und hatte zu einer wichtigen Besprechung beim derzeitigen Reichskanzler Reichsgraf von Bismarck vor. In der regen Unterredung achtete der Kaiser nicht der Zeit, bis er plötzlich um vier Uhr sah und ausrief: „Da hab ich mich ja schon geplaudert. Nun ist's zu spät, nach dem Schloß zu gehen und von meiner Frau Abschied zu nehmen. Es muß schon telephonisch machen, verbinden Sie mich doch mit dem Schloß.“ Das geschah, und als der Kaiser seiner Gemahlin gesprochen, sagte er zum Reichskanzler: „Das wäre also in Ordnung, und nun können wir noch eine kurze Frist zusammenbleiben, es gibt ja noch viel zu besprechen.“ Als dann der Kaiser im Begriffe sich zu entfernen, fuhr ein kaiserliches Automobil an, die Kaiserin entstieg, die sich an den Vorkaiser wandte: „Verzeihen Sie, wenn ich so spät zu Ihnen erseheine, aber ich wollte den Kaiser doch noch ein Abschiedswort von hier ziehen lassen!“ Und sie wandte den Gemahl zum Bahnhof.

1859 am 27. Januar geboren als ältester Sohn des damaligen Kronprinzen von Preußen, später Kaiser Friedrich III., und seiner Gemahlin Viktoria, geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland.

1869 Eintritt in die 1. Compagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß als Sekondeleutnant.

1874 Einsegnung und Eintritt in die Obersekunda des Gymnasiums zu Cassel. Am 25. Januar 1877 Reifeprüfung.

1877 Premierleutnant beim 1. Garde-Regiment zu Fuß. Im Herbst des gleichen Jahres eingeschrieben bei der Universität Bonn als Hörer für Rechts- und Staatswissenschaften bis zum Herbst 1879.

1880 am 14. Februar Verlobung mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg in Gotha.

1881 am 27. Februar Vermählungsfestlichkeiten und festlicher Einzug des jungen Paares in Berlin. Im gleichen Jahr Beförderung zum Major, 1885 zum Obersten und Kommandeur des Gardebataillons-Regiments, 1888 Generalmajor und Kommandeur der 2. Gardeinfanterie-Brigade.

1882 am 6. Mai Geburt des ersten Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

1888 am 15. Juni infolge des Todes Kaiser Friedrich III. König von Preußen und Deutscher Kaiser.

1890 am 4. Februar die zwei Erlasse über Sozialreform an den Reichstagsrat und die beteiligten Minister. 20. März Rücktritt des ersten Reichstagskanzlers Fürsten Bismarck und Ernennung des Generals v. Caprivi zum Nachfolger. Verzicht auf die Erneuerung des Sozialistengesetzes am 1. Oktober.

1898 am 6. Mai Auflösung des Reichstages wegen der Ablehnung der Seeresvorlage, die vom neuen Reichstage angenommen wurde.

- 1894 Entlassung Caprioli und Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Reichskanzler.
 1898 Reise mit der Kaiserin und großem Gefolge nach dem Orient. Besuch der heiligen Stätten in Palästina und des Sultans in Konstantinopel.
 1900 Hohenlohes Rücktritt. Ernennung des Grafen v. Bülow zum Reichskanzler und preussischen Ministerpräsidenten am 17. Oktober.
 1904 Erholungsreise ins Mittelmeer, Zusammentreffen mit den Königen von Italien und Spanien, Besuch von Tanger.
 1906 Auflösung des Reichstages am 13. Dezember wegen Ablehnung der Kolonialforderungen, Neuwahl 25. Januar 1907.
 1909 Rücktritt des Fürsten v. Bülow und Berufung des Herrn v. Bethmann Hollweg ins Reichskanzleramt.
 1913 am 11. Februar Verlobung, am 24. Mai Vermählung der einzigen Tochter des Kaiserpaars, der Prinzessin Vittoria Luise, mit dem Prinzen Ernst August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ausöhnung der Häuser Hohenzollern und Hannover.

Was „Er“ liest.

Bild auf des Kaisers Arbeitstisch.

„**Er**“ — „**Er**“. Diese Überschrift auf einem französischen Buche genügt, um den Franzosen zu sagen, wer gemeint ist. Und dann: *The Kaiser* — „Der Kaiser.“ Kein Engländer wird, wenn er in seiner Zeitung diesen Titel liest, denken, es könne der Kaiser von Österreich oder sonst einer gemeint sein. **Er**, **Er**, der ganz Europa beschäftigt. Der photographierteste, gepriesenste, beschimpfteste Mann in Europa. Rundherum Löffegeder, Geberdenpöber, Geschichtenträger, Andenkenjammler. Entsetzlich. Man will kein „**Er**“ mehr sein. In dieser Stimmung floß Philipp II. die Welt, ließ seine Kamarilla regieren und wollte nichts mehr hören und sehen.

Verzweifelt Kaiser Wilhelm II. auch hinter einer Wolke von Höflingen und Briefstern? Liest er nichts, erfährt er nichts?

Manchmal hat man das geglaubt. In Preußen, das ja noch in Großmutterzeiten ein Kleinstaat war, ist es der Untertan einst gewohnt gewesen, daß der König alles persönlich entschied und die Beamten mit dem Stode anhielt, ihre Pflicht zu tun. Die „guten Familien“ des Landes kannte er selbst, ebenso jeden Leutnant der Armee, jeden alten Dorfschulzen in der Mark. Im Deutschen Reich mit seinen 67 Millionen Einwohnern ist alles das nicht mehr möglich; so wie vor hundert Jahren der Begründer des Hauses Krupp jedem Gefallen seine Arbeit anwies, kann es der heutige Inhaber der Firma mit seinen 100 000 Menschen nicht mehr tun. Etwas Unpersönliches stellt sich dagewichen. Die Aktiengesellschaft „Der Staat.“ Und alle die naiven Briefe an „Meinen lieben Herrn Kaiser“, auch die gewollt naiven, kann der Monarch, der täglich im Durchschnitt allein 110 amtliche Aktenstücke zu studieren und zu unterschreiben hat, natürlich nicht lesen. Auch nicht alle die Beschwerden wider irgendwelche Beamten. Das geht denn seinen instanzmäßigen Weg: vom Kaiser wieder zurück an den Oberpräsidenten, an den Regierungspräsidenten, an den Amtsvorsteher. Und dann klagt man: **Er** liest nichts, er erfährt nichts, er hat keine Ahnung davon, wie es in der Welt zugeht.

Das mag zutreffen, soweit es sich um einzelne persönliche Angelegenheiten handelt. Das haben wir ja noch im Falle des Bäckers Söbst in Kabinen gesehen. Obwohl es auch da nicht möglich war, den Kaiser — dauernd im Irrtum zu lassen, und obwohl er das Unrecht dann glänzend wieder gut gemacht hat. Aber wir müssen uns eben drein schiden, daß einzelne persönliche Angelegenheiten nicht mehr zum Bereiche der kaiserlichen Entscheidung gehören. Soweit ist die Riesenfirma, genannt Deutsches Reich, eben schon zur Beamtenhierarchie geworden. Aber soweit Allgemeininteressen in Frage kommen, wirtschaftliche, soziale, politische, da kann niemand dem Kaiser ein **X** für ein **U** machen. Dazu liest er zu viel. Dazu erfährt er zu viel. Dazu reist er zu viel.

Es gab eine Zeit, da stand in der Gordenischen „Zukunft“ allwöchentlich ein Artikel mit außerordentlich scharfen Angriffen wider den Kaiser. Sie waren fast immer unsinnig. Maximilian Gorden schrieb glänzend, aber er übertrieb. Seine Anhänger seufzten: „Wenn doch der Kaiser das zu lesen befähigt!“ und sie meinten, selbstverständlich würden die Höflinge dem Monarchen diese Artikel verbergen. Ach nein. Das ist unmöglich. Wehe dem Höfling, der es versucht, Dinge zu verdecken, über welche die ganze Gesellschaft spricht! Kaiser Wilhelm II. liest alles, genau so, wie Friedrich der Große alles las, was wider ihn erschien. Beide Monarchen hatten ein kräftiges Temperament. Friedrich der Große gelobte 200 Taler dem, der einen ihm mißliebigen Kölner Stribenten verbläue. So etwas geht heute nicht mehr. Der Kaiser hat sogar die Wiedergulassung der „Zukunft“ zum Bahnhofverkauf, über die ihm der Kanzler selbst Vortrag hielt, genehmigt, wie sein Urahn auch schon für das „Niedrigerhängen“ war.

Aber er liest doch bloß Ausschnitte! sagen die Leute. Der „Berliner Lokalanzeiger“ ist das einzige unzerhackte Blatt, das ihm in die Hände kommt. Und das ist byzantinisch.

Wer das aufgebracht hat, der hat keine Ahnung. Wie jeder gewöhnliche Bürger, bestellt auch der Kaiser seine Zeitungen bei einem Spediteur in der Nähe seiner Wohnung, einem Spediteur am Spittelmarkt zu Berlin. Auswärtige Blätter werden bei der Post abonniert. Zeitschriften direkt bei ihrem Verlag oder in einer Buchhandlung unter den Linden. Daß auch kein Buch von öffentlichem Interesse dem Kaiser entgeht, dafür macht er seinen Bibliothekar Dr. Krieger verantwortlich. Die Ausschnitte kommen nur noch hinzu. Sie werden zweimal täglich von dem Ministerium des Innern, vom Auswärtigen Amt und vom Großen Generalstab auf Kartons geklebt dem Kaiser übersandt.

Der Lesetisch des Kaisers ist so gut „assortiert“, wie der irgendeines Klub. Von der „Kreuzzeitung“ bis zum „Berliner Tageblatt“, von dem „Figaro“ bis zur „Daily Mail“ ist alles da, und alles unzerhackt. Da der Kaiser ungeheuer schnell, und doch, wie seine zahllosen Randbemerkungen beweisen, außerordentlich aufmerksam liest, entgeht ihm überhaupt keine wichtige Meldung oder Meinung.

Er lebt ja aber auch nicht als Einsiedler. Auf seinen Reisen spricht er mit Leuten der verschiedensten Stände und kommt häufig mit Männern zusammen, die kein Blatt vor den Mund nehmen. Unterwegs werden auf den

Bahnhöfen auch Lokalblätter gekauft, und zwar sämtliche am Ort erscheinende. Auch sie sind alsbald mit Randbemerkungen bedeckt. Die Blätter werden alle gesammelt, geben an die Kabinette und an die Ämter zurück, ehe sie zur Aufbewahrung im Staatsarchiv kommen, und so weiß man denn, ganz gleich, ob der Kaiser im Hardangerfjord oder im Achilleion auf Korfu ist, jederzeit, wie er denkt und — was er an erläuterndem Vortrag etwa noch braucht.

„**Qui**“ ist nicht aus offiziellen Reden zu erkennen, auch nicht aus den albern Büchern der Stribistare, nicht aus Schullebendgedichten und nicht aus Pamphleten, — aber in seinen täglichen Bleistiftnotizen, da lebt **Er**: *The Kaiser*. Allerdings: Franzosen und Engländer wären davon enttäuscht. **Er** ist kein Lohengrin, sondern ein ernster und gründlicher Arbeiter. Und er steht mit beiden Füßen in der Welt. Kein Philipp II. Ohne Kamarilla. Ein durch und durch persönlicher Monarch, auch wenn nicht jeder einzelne Untertan mehr sein Ohr haben kann. **Er**. Unser Kaiser, dessen Leben Mühe und Arbeit für Reich und Volk war und ist.

Adolf Stein.

Das Kaiserjubiläum.

Der preussische Minister der öffentlichen Arbeiten und Chef des Reichsamts für die Verwaltung der Reichseisenbahnen hat angeordnet, daß zur Feier des Regierungsjubiläums am 16. Juni auf den preussisch-bessischen Staats-eisenbahnen und den Reichseisenbahnen Sonntags-fahrten auszugeben sind. Weite Kreise der Bevölkerung, die diesen Festtag in Gottes freier Natur zu verleben wünschen, werden dem Minister für diese Anordnung sicherlich Dank wissen.

Berlin, 13. Juni.

Die österreichisch-ungarische Kolonie in Berlin will das Regierungsjubiläum des Kaisers nicht vorübergehen lassen, ohne den Gefühlen der Dankbarkeit für die stets bewiesene Gastfreundschaft sichtbaren Ausdruck zu geben. Sie wird eine kostbare Adresse überreichen lassen, die Professor Dr. Ost entworfen hat, und in der ausgesprochen wird, wie innig die Angehörigen der Kolonie dankbaren Herzens an dem Ehrentage des Monarchen Anteil nehmen.

Sagen i. B., 13. Juni.

Der Kreistag des Kreises Schwelm hat beschlossen, anlässlich des Regierungsjubiläums des Kaisers jedem der im Kreise wohnenden Kriegsveteranen ein Geldgeschenk von 100 Mark zu überreichen. Da im Kreise 222 Veteranen vorhanden sind, so gelangen 22 200 Mark zur Auszahlung.

Vermischtes.

Städtische Fischzucht. Die Zahl der Gemeinden, welche sich mit der Fischzucht abgeben, nimmt ständig zu. In Groß-Berlin gibt es nicht weniger wie neun Gemeinden, die durch eigene Fischzucht die Einwohnerlichkeit mit billigen Fischen versorgen können. Wie einträglich die Fischzucht ist, erweist der Jahresbericht des zu Lichtenberg gehörigen Gutes Tasdorf. Die hier geschaffene Anlage hat sich glänzend bewährt. Im letzten Berichtsjahr brachte der Fischverkauf eine Einnahme von 2609 Mark, was den Voranschlag um 1100 Mark überstieg. Da die Anschaffungskosten 677,50 Mark betrugen und für Fütterung und Arbeitslohn 450 Mark aufgewendet wurden, so verblieb ein Reingewinn von 1482 Mark.

Die kalten Tage im Juni. Die letzten Tage haben ganz Deutschland einen Bitterungsumschlag gebracht, der sich nach der vorangehenden Periode außergewöhnlich warmer Tage besonders unangenehm bemerkbar macht. Die vorher hauptsächlich aus Osten wehenden Winde, die ihrem sommerlichen Charakter entsprechend trockenes und warmes Wetter gebracht hatten, drehten sich zunächst nach Süden und dann nach Westen. Damit war die kühle Bitterung eingeleitet, die in verschiedenen Gegenden Deutschlands, insbesondere aber an der Nord- und Ostsee, von schweren und teilweise verwüstenden Stürmen begleitet waren. Interessant ist es übrigens, daß wir um die jetzige Zeit alljährlich einen mehr oder minder stark ausgeprägten Temperaturrückgang beobachten können. Damit fällt auch die Befürchtung, daß die Temperaturabnahme der letzten Tage die Einleitung eines kühlen und unheimlichen Sommers sei, in sich zusammen. Der Bitterungsumschlag ist von uns, wie gesagt, nur deshalb so unangenehm empfunden worden, weil wir vorher ausnehmend warmes Wetter hatten.

Die Rettungsmedaille als Geburtstagsgeschenk. Durch Verleihung der Rettungsmedaille am Bande wurde der Schiffsbauer Wilhelm Daeds zu Remsburg ausgezeichnet. Er rettete in seinem zwölften Lebensjahre einen Schulkameraden vom Tode des Ertrinkens und wurde für diese brave Tat öffentlich belobt. Zugleich wurde in Aussicht gestellt, daß ihm bei Vollendung seines 18. Lebensjahres die Rettungsmedaille verliehen werden würde. Jetzt, am 18. Geburtstag, wurde das Versprechen eingelöst und ihm die Rettungsmedaille am Bande auf den Geburtstags-tisch gelegt.

Tagdglück der Großherzogin von Luxemburg. Die jugendliche Großherzogin Marie von Luxemburg, die sich jetzt im Schloß Colmar-Berg in Luxemburg aufhält, erlegte vor einigen Tagen im dortigen Jagdrevier einen Rebhock mit einem sogenannten Perückengehörn (völlig überwachsenes Gehörn), das den respektablen Umfang von 42 Zentimetern und ein Gewicht von 1 1/2 Kilogramm aufweist. Der Kopf mit dem seltenen Gehörn ist einem Münchener Tier-ausschöpfer überliefert worden.

Schweres Straßenbahnunglück in Berlin. Im Norden Berlins stießen an einer Kreuzung zweier abschüssiger Straßen zwei Straßenbahnwagen verunglückt zusammen, daß die Bremse des einen Wagens versagte. Der Zusammenstoß war so heftig, daß der eine Wagen ganz aus den Gleisen gehoben und gegen einen Omnibus geworfen wurde. Es wurden 29 Personen verletzt, davon vier so schwer, daß sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten. Unter den Schwerverletzten befinden sich die beiden Straßenbahnführer und der Omnibus-führer.

Unglückliche Probefahrt eines englischen Luftschiffes. Als am Freitag der neubauende englische Luftkrenzer bei Farnborough mit zwölf Passagieren, meist höheren Offizieren, seine erste Probefahrt unternahm, wurde er plötzlich led und knickte in der Mitte zusammen,

so daß er fast in zwei Teile zerbrach. Er mußte schleunigst landen, wobei es dem Piloten gelang, die Passagiere unversehrt zu retten.

O Rinnen im Rindfleisch. Bei der Untersuchung des Fleisches von einem frisch geschlachteten Rind fand der Fleischbeschauer Kupka in einem der Rinnen eine gefährliche Menge giftigen Arsen. Das Fleisch wurde nicht verwendet. Dieser Vorfall zeigt, daß bei der Rindfleisch-Vorrichtung entgegenzubringen sind. Untersuchung durch Fleischbeschauer durchzuführen.

Die Musik von Richard Strauß. Ein sachblatt zufolge erzählte unlängst der Berliner Meister Dr. Richard Strauß einem Bekannten, Vater, der vortreffliche Münchener Hornist, am ersten Station seiner eigentlichen Entwicklung, begangen sei, bis zu seinem „Aus Italien“. Späteren, kühneren musikalischen Gebilde habe er einmal gesagt: „Dabei bekomme man ein Gefühl, wenn man die Hosen voll Matscher habe.“

Ein zeitweilig verschwindender See. Der See bei Schopshaus in Baden ist oft mehrere Tage und sein Grund wird als Feld- und Wiesengrund benutzt. Unvermutet füllt sich dann plötzlich das unterirdische Zuflüsse und vernichtet zur Sommerzeit den See. Der Abfluß ist unterirdisch und neuerdings ist nun der See wieder in Erscheinung getreten, ohne jedoch Schaden anzurichten.

Eine merkwürdige Wette. hat der englische Arzt Colonel Deane gewonnen. Er hatte gewagt, 24 Stunden hintereinander Freilübungen mit Schwingungen ausführen würde. Er hat dies glänzend gelöst. Während dieser 24 Stunden mehrere starke Zigarren, als hartgekochte Eier und trank etwas Milch dazu. Durchschnittlich 180 Schwingungen in der Minute. Deane, der alt ist, behauptet, daß ihn diese Kraftleistung nicht ermüdet hat.

Spanische Niederlagen in Marokko.

Schlimmer noch als den ebenfalls häufigen Franzosen geht es den Spaniern in Marokko. Geborenen Stämme erfreuen sich noch voller Freiheit und haben sich neuerdings gegen die Eroberer verschworen. Von jeher waren der Herrschaft die sogenannten Riffablen gefürchtet. Jahrur derten gefürchtete Seeräuber der Küste. Bisher hat noch keine Macht es fertig gemacht, diesen wilden Kriegerstamm zu unterjochen und die Spaniern nunmehr zum Verhängnis geworden.

Überfall auf ein spanisches Kriegsschiff. Die Kämpfe gegen die rebellischen Stämme der spanischen Streitkräfte nicht nur im Innern, sondern auch auf der See. Dort werden vornehmlich kleinere Kriegsschiffe, Kanonenboote, verwannt. Eines davon lief in Felsen und wurde von den Riffablen mitgenommen.

Madrid, 13. Juni. Das Kanonenboot „Concha“ in der Alhucornabai auf eine Klippe aufgelaufen wurde bei dieser Gelegenheit von Riffablen mitgenommen. Der Besatzung und mehrere Offiziere, sowie der Mannschaft sind nach verzweifelter Gegenwehr gefangen. Fünf spanische Kriegsschiffe sind doch gefahren, man befürchtet aber, sie kommen nicht mehr an, um die „Concha“ und die Mannschaft zu retten.

Hierzu wird aus Melilla ferner gemeldet, daß der Kanonenboot General Concha am 10. Juni um Mitternacht an Bord des Kanonenbootes „La Victoria“ in der Bucht von Melilla, daß die Concha im Rebel gefangen. Sofort hätten zahlreiche Riffablen die Concha in deren Belagerung große Verluste erlitten habe. Feuer der Offiziere und Matrosen der Concha auf die kommenden Schiffe seien aber die Riffablen gezwungen worden, sich zurückzuziehen. Eine Schiffe Lauria beteiligte sich unter dem Schutze der Concha an den Rettungsarbeiten. Der größte Teil der Mannschaft ist schon an Bord der Lauria. Die übrigen Überlebenden an Bord der Lauria sind, die Concha in die Luft gesprengt werden.

Gefechte im Innern.

Bu heftigen, für die Spanier wenig glücklichen Kämpfen es auch im Innern Marokkos, in der Gegend von Tetuan. Oberst Garcia Moreno besetzte die Stadt Bujeja, die zehn Kilometer westlich der Stadt von Tetuan liegt. Die Beduinendörfer wurden von den Spaniern eingenommen. Die Spanier entwickelten sich auf den Festungen bei Dersa. Der Kampf um den Ort Dersa war sehr heftig und sehr verlustreich. Von 1 Uhr mittags bis 9 1/2 Uhr abends. Die Spanier verloren insgesamt 6 Tote und 15 Verwundete. Die Riffablen hatten 8 Tote und 20 Verwundete. Das Gros der Truppen, die ermüdet waren, wurde unter dem Schutze der Kavallerie in das Lager bei Dersa gebracht. Ein Bataillon ist mit der Befestigung der Stadt beschäftigt. Mit anderen Worten: ein regulärer Kampf. Auch bei Laurient wurde heftig gekämpft. Dort wurden 20 Soldaten; verwundet zwei Oberleutnants, ein Leutnant, 45 Soldaten. Sämtliche Getöteten und Verwundeten gehören zur Kolonne des Generals de Ribera, der die Stellung bei Laurient nach einem heftigen Kampf mit starken feindlichen Streitkräften halten mußte. Sehr große Verluste erlitten.

Für das 3. Vierteljahr 1913 kann der schon jetzt bei allen Postanstalten, Briefträgern, Austrägern sowie in der Geschäftsstelle bestellt werden.

Palmini
Seifenpulver